

Elazar Benyoetz: Was sich ereignet, findet nicht statt

Die Herausgeber:

Paul Rutz, geb. 1943, em. Stadtpfarrer und Domherr an der
St. Ursen-Kathedrale Solothurn.

Hans-Jürg Stefan, geb. 1936, em. Pfr. der Evang.-ref. Kirche,
Hymnologe, Dr. theol.h.c. der Universität Zürich 2013.

ELAZAR BENYOËTZ

*Was sich ereignet
findet nicht statt*

Solothurner Lesungen 2016 und 2003

Im Gedenken an
Silja Walter, Sr. M. Hedwig OSB
herausgegeben von
Paul Rutz & Hans-Jürg Stefan



NordPark

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Besonderen Hefte im
N O R D P A R K V E R L A G
Alfred Miersch
Klingelhöhl 53, 42281 Wuppertal
Gesetzt in der Palatino

© Elazar Benyoëtz, Paul Rutz,

Hans-Jürg Stefan, 2017

© Abbildung auf der Umschlagseite:

Miniatur »Rencontre« von Metavel

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-943940-42-8

www.nordpark-verlag.de

Die Besonderen Hefte werden eigenhändig in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt, nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt, dann handgefalzt und handgeheftet und in den Schutzumschlag aus dem feinen Schleipen-Vorsatzpapier des Papierherstellers Cordier eingeschlagen.

Für Sammler:

Dieses Heft wurde gedruckt im November 2017

Gedruckt auf dem *Schleipen Werkdruckpapier*
der Cordier Spezialpapier GmbH aus Bad Dürkheim.
Chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
<http://cordier-paper.de>



INHALT

Elazar Benyoëtz, Solothurner Lesung 2016 <i>Nur in der Liebe ist warten kein Zeitverlust</i>	7
Silja Walter – Elazar Benyoëtz <i>Finden macht das Suchen leichter. Moderne Vesper</i>	35
Elazar Benyoëtz – Silja Walter <i>Aus dem Briefwechsel</i>	61
Paul Rutz <i>Begegnung mit Elazar Benyoëtz</i>	92
Hans-Jürg Stefan: <i>Editorische Notiz</i>	101
<i>Biographische Notiz</i>	110

Nur in der Liebe ist warten kein Zeitverlust

Lesung vom 6.11.2016 in der Jesuitenkirche Solothurn

An der Orgel: Carl Rütli

»Die kleine Mully hält streng über die Einheit Gottes. Neulich sagte sie sehr unbefangen, als sie in den Spruchbüchlein las: der Heiland regiere: also ist *der Gott* gestorben, weil der Sohn an die Regierung gekommen ist.«

Conrad Ferdinand Meyer an Louise von François, Kilchberg bei Zürich,
21.März 1890

Alles Vorhaben rechnet mit Nachsicht

Wir nehmen uns vor
und kommen nicht nach,
machen einen Schritt
und legen den Weg zurück:
Die Zukunft
Sitzt uns im Nacken

Was steht nicht alles in den Sternen,
was kommt uns alles nicht entgegen,
tritt uns zu nah –
und lässt uns hinter sich

Im Tempel zu Jerusalem sangen die Leviten an jedem Tag einen für ihn bestimmten, ihn bestimmenden Psalm. Der Psalm, den die Leviten am Sonntag gesungen haben, Psalm 24, ist aufsteigend, bergsteigend:

»Wer darf hinaufziehen zum Berg des Herrn,
wer an seine heilige Stätte treten.«

Antwort der Zürcher Bibel:

»Wer nicht auf Nichtiges seinen Sinn richtet«
Psalm 24,3.4b

Höre laut zu

Auf dein Wort folgend,
wirst du offenbar;
du gehst mit der Zeit,
sie aber schwindet mit dir

»Mit Zukunft droht man fortan mir nicht mehr.
Ichühl' es schon: das Jahr ist kurz, und lang
Die Stunde. Gibt es Zukunft, Ewigkeiten,
So ist's die Gegenwart, in welcher man
sie findet.«

Christian Dietrich Grabbe
Don Juan und Faust

Ein Tag, wie er im Buche steht

26.12.2002

Man kommt zur Welt und befindet sich auf Gottes Erde und im Feindesland. Man kommt zur Welt und bringt seinen ärgsten Feind gleich mit.

Wahr ist, was man sagt. Sich selbst kann man kein Wort abnehmen. Ich sage Dir, und was ich sage, macht die Runde und bleibt stehen: nicht für ewig, für immer. Ewigkeit weicht der vom Immer durchbrochenen Dauer aus. So werden wir von der Ewigkeit gestreift.

Wir kommen aus dem gleichen Ort, Wort von uns genannt und Poesie. Dort leben wir, dort werden wir begraben. Hier ist Silja Walter nur die Schwester; den Bruder hatte sie, und er ist nicht da. Aus dem Innen der Kirche kommend, spricht sie als Schwester Hedwig.

Ich komme aus Jerusalem und begleite meine Schwester Hedwig wie ein fernes Echo der alten Synagoge, aber mit dem Klang eines Steinwurfs, wie ihn die heutigen Synagogen Europas wiedergeben, die nicht mehr leer stehen und darum bedroht sind.

Einander gegenüber, nicht im alten Disput, einander zugeeignet: umsichtig, hörsichtig, es werden viele Scheiben eingeschlagen um uns herum.

Es hat vor 70 Jahren schon viele Scherben gegeben, vielleicht ist es wieder Zeit für eine Scherbentheologie.

Es ist der größte Raum, auch des Missverständnisses, das müssen wir dem Abend einräumen, auf dass er gelinge. Es geht um Wort und Stimme, nicht um Harmonisierungen. Der uns aufs engste verbindet und am weitesten auseinandertreibt, ist ein Jude. *Buber* nannte ihn seinen großen Bruder, *Silja Walter*

lief ihm, »vom frühen Morgen an/ durch alle Türen/zu/ und fiel/als die Nacht kam, in die Sonne«

Silja Walter weiß, wovon man nicht mehr sprechen kann, und spricht davon, und nur davon: angenehm in der Prosa, anstößig in der Lyrik

Wir sprechen dieselbe Sprache und von denselben Dingen, die nicht die letzten und nicht die göttlichen sind.

Gott müsste größer sein als unser Einverständnis. Auch maßlos, auch anmaßend, bleiben wir im Ermessen, also treu. Der Rest, der immer bleibt, ist das, was wir für einander übrig haben. Er wird in der Lesung wachsen, und natürlich über sie hinaus

Sie spricht von ihrem Glauben, den sie unablässig lebt, in der Abgeschlossenheit des Klosters, wo man in früheren Zeiten bahnbrechend gedacht und schön geschrieben hat.

Stadtpfarrer *Paul Rutz* bot uns die Kathedrale für unsere Begegnung an, die Solothurner Literaturwochen boten uns den Rahmen. Pfarrer Rutz wünschte sich diese Begegnung und dass sie hier stattfindet. Er ist großzügig und der Großzügigkeit hingegeben.

Von Gott zu reden, ist heute vielleicht blasphemisch. Wer beten will, gehe in sein Kämmerlein, wer glauben will in die Stille oder in sich

Es ist ein Versuch der Entrostung, und *Silja Walter* unternimmt ihn mit Begeisterung. Ich spreche ohne Begeisterung, und weiß nicht, warum ich spreche. Soll ich für Gott ein Wort einlegen? Und ist Er das Wort, soll ich mein Wort für Gott einlegen oder fürs Wort?

Bei der heutigen Lesung, begleitet von Carl Rütli an der Orgel
– er selbst ein Glutstrahl aus dem Feuer Schwester Hedwigs,
wird es ebenfalls nicht um Harmonisierungen gehen, doch
aber um den Versuch, der selten gelingt, Liebe zu bekunden.
Denn spricht man das Wort auch nur aus, was will man danach
noch gesagt haben

Und doch können wir einander nicht mehr geben,
als wir füreinander übrig haben

Und niemand verdient eine größere Liebe,
als er zu wecken versteht

Paul Rutz, Carl Rütli und ich
widmen die heutige Lesung dem Andenken
an Schwester Hedwig, der Dichterin Silja Walter

Carl Rütli: Tabor, Berg der Verklärung

*Der Nächste ist weit weg
und doch nur eines Weges weit*

Das Gespräch verkürzt den Weg
und verlängert die Zeit

Es ist leichter,
seine Schuld einzugestehen,
als seinen Anteil an ihr zu erkennen;
Entschlüsse zu fassen,
als Konsequenzen zu ziehen;
miteinander zu singen,
als füreinander zu beten;
auf einen gemeinsamen Nenner
gebracht zu werden,
als unter einen Hut

Es ist leichter,
zu begeistern,
als zu befriedigen;
sich verständlich zu machen,
als sich zu erklären:
den Mund zu halten,
als zu schweigen;
Berge zu versetzen,
als ein Wort zurückzunehmen

Aus dem Wort gehauen,
zum Felsen ausgewachsen,
ein anstößiges Volk

*Die Zukunft, die wir meinen,
kommt auf uns zurück*

Ich lebe in einer Stadt,
die Ewigkeiten hervorbringt und verzehrt.
Da gibt es keine Zeit, nach einem Sinn zu fragen.
Hier ist alles von Bedeutung und felsfest.
Bei Licht besehen, bei diesem grellen Licht,
tauchen alle Ecken und Enden auf.
Alte Stimmen steigen
aus frisch nachgedruckten Folianten.
Alles ist Nachdruck,
mit Nachdruck hervorgedacht.
Nackt laufen edle Fragen
über Gassen und Köpfe hinweg,
nagelneu und särglich

Im Anfang war das Wort,
und ein Wort gab das andere,
und von jedem Wort gingen Wege aus,
die sich abgespalten haben,
um aneinander vorbeiführen zu können

Und Gott sprach:
Es werde Licht!
Und Wort und Licht
teilten die Dunkelheit unter sich

Im Bilde Gottes: Ohne Vorbild – zum Vorbild

Gott hat es gefallen, den Menschen zu schaffen, der Mensch und das Gefallen Gottes an ihm waren eins. Aus dem Gefallen sollte ein Fall werden, ein Sündenfall; und das Abfallen vom Gefallen Gottes, das tiefste Fallen – aus Gottes schaffender und segnender Hand

Schöpfer, nicht Vater, doch warnte er väterlich sein Geschöpf, das ihm Ähnliche, und befahl ihm – mit Wink auf Gut und Böse – die Freiheit stiftende Wahl. Wählen ist leicht, wenn man weiß, was zur Wahl steht.

Was aber sollte am Guten gut, am Bösen böse sein. Um das zu wissen, musste sich Adam dem Baum nähern, mit dem er nicht in Berührung kommen sollte

*Als Gottes Stimme durch die Bäume ging
und das Paradies darauf kein Echo wusste*

Der Garten Eden war Gottes Paradies;
mit der Vertreibung Adams
verlor Er seinen Gärtner

Die Vertreibung aus dem Paradies
war kein Geschehen für sich,
es gehörte zur Erschaffung des Menschen
und so auch – zu seiner Beschaffenheit

Aus dem Paradies verbannt –
zur Welt gekommen

Und auch Gott zog in die Welt
aus dem Paradies

Mit der Vertreibung aus dem Paradies
wurde Utopia gegründet

Exil ist nichts Neues,
aus dem Paradies wird man immer vertrieben;
es gibt kein Paradies,
aus dem man nicht verbannt werden müsste.
Daß kein anderes denkbar sei,
war die erste Lehre der Bibel

Das Paradies stellt auch der größte Meister
nur so dar, wie es war,
die Hölle jedoch auch der kleinere –
wie sie ist

Von der heißgemachten Hölle
kriegt das Paradies keine Wärme ab

*Wären Adam und Eva nicht aus ihm vertrieben worden,
auch das Paradies käme niemals vom Fleck*

Das Paradies war dem Menschen schon zu viel an Welt, zu viel des zu Verantwortenden. Adam und Eva haben die Vertreibung aus dem Paradies auch nie beklagt – und sie hatten im Paradies doch alles. Eben darum. Denn was hat ein Mensch, der alles hat? Ein Mensch, der alles hat, muss sich selbst vermissen

Diese Welt ist unser Paradies nicht anders, als das Paradies die Welt von Adam und Eva war. Nur war das Paradiesische jener Welt das Geschlechtslose und bestand ohne Verlockung, weil ganz ohne Hoffnung. Es kann keine Hoffnung geben, wo es den Tod nicht gibt.

Um ihrer Hoffnung willen vertrieb sie Gott aus dem Paradies; in die Hoffnung, in den Tod – von seiner Schöpfung, zu ihrer Zeugung.

*Wie willst du Gott finden,
wenn er bei dir nichts zu suchen hat*

Ist Gott mit dir, bist du nicht mehr
der Entscheidende

Du kannst nicht Gott suchen
und Ruhe finden

In einer Welt, bestehend aus lauter Himmelskörpern, brach Abraham auf und wandte sich vom Himmel ab. Und Gott ging auf ihn zu, verlieh ihm seinen Ausdruck und segnete ihn mit einer nicht auszutreibenden Diesseitigkeit.

»Sieh zum Himmel und zähle die Sterne«, sagte Er zu ihm. Von einem so geistreichen Einfall war Abraham schon weit entfernt. Bereits mit seinem Aufbruch räumte er seinem Herrn den Himmel in seiner ganzen Sicht- und Rufweite ein.

Und Gott sprach: »Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir weisen werde.«

Mit diesem Auftrag – die Berge zu entgipfeln –, mit seinen beiden Dienern und seinem einzigen Sohn ging Abraham in das Land Morija.

»Zu den Bergen hebe ich meine Augen: Woher wird meine Hilfe kommen?« (Ps 121,1)

So tönte Abrahams Selbstgespräch auf jenem Weg zu uns herüber. Doch während er mit seinem alten ungebrochenen Blick die Berge nacheinander prüft, fasst er mit eben diesem Blick eine erste, aus Stein gehauene Unverbrüchlichkeit:

»Meine Hilfe ist von Ihm her,/ Der Himmel und Erde gemacht hat« (Ps 121,2)

Am dritten Tag riss er seinen Blick von den Bergen weg, hob seine Augen und sah den Ort von ferne. Aus den Augen des Himmelabgewandten schwanden nun auch die Berge. Das in den Himmel Ragende wich dem »Hierbinich«.

Abraham löste sein einziges Wort ein und durfte seinen einzigen Sohn freibinden. Alles war nun eben, Erde wie Himmel; weit und breit gab es nichts als Gott und seine Welt.

Und Abraham kehrte unverzagt und ohne Verzückung in diese Welt zurück, für die er einstand, in die Stadt, nach Be'er Scheva kehrte er mit seinen Dienern zurück. Da waren Gott und die Welt, die Brunnen, das lebendige Wasser und der lebendige Streit um die Quellen dieses Wassers

Das Wagnis des Glaubens kam mit Abraham zur Welt und zur Anschauung. Gott sagte ihm: Brich auf, brich ab, geh und frage nicht, wohin; ich werde dir das Land zeigen, wenn du alles hinter dir gelassen hast.

Das Wagnis des Glaubens: Du sollst dir keine Vorstellung machen von Gott, denn du bist weder Gott noch göttlich. Abraham bildete sich Gott nicht ein

Kein Glaube kann lebendiger sein als der Gott, der ihm innewohnt

Der Glaube ist das Tuch, in dem sich Gottes Antlitz verhüllt

Carl Rütli: An fließenden Wassern

Aller Gründe Grund, aller Wissenschaften Säule – zu wissen, dass es dort einen Gott gibt: »lejda schejesch scham Eloha! « Mit diesem hinreißenden Hinweis beginnt das Hauptwerk des Maimonides, Mischne Thora: Man habe zu wissen, dass dort sich aller Gründe Grund, die erste Ursache befinde, und darum sei dorthin unser erster Gedanke, alles Tun und Wirken gerichtet, denn dort ist der Ausschließliche, in sich Ruhende, dank dem wir, du und ich, hier, dankbar dienend, Jemand sein dürfen.

Denn wir haben die Thora zu empfangen, damit sie wieder und wieder in uns entstehe, sich an uns bewähre, nach uns, durch uns gezogen, in erweiterte Weite entlassen werde »lejda schejesch scham Eloha! « Zu wissen, dass es dort einen Gott gibt.

Das war die große Unterstreichung meiner Jugend, das Dort als Wort der Sehnsucht, der Beugung und Aufrichtung, der Neugier, des Aufbruchs. Denn dort war der Schlüssel zum Allhier, zum Blau des Himmels, zum Grau des Alltags.

Dort – ein Diesseits ohne Ende, kein Jenseits von Wort und Anfang

Hoffnung schafft das Ausbleibende

Unter vier Augen,
vier Buchstaben,
suche ich Gott

Die Festung des Glaubens
war immer das Gebet

Das Gebet macht
die Sprache selbst
zum Haus Gottes

Not ist nicht der Grund aller Tugenden, Not aber lehrt beten

– auch den Propheten: zuletzt, aber nicht zuerst. Zuerst waren es die Schiffsleute. Als sich ein großes Ungewitter auf dem Meer erhob, dass man meinte, das Schiff würde zerbrechen, fürchteten sie sich und schrien; ein jeglicher zu seinem Gott. Jona aber schlief; dass er bloß schlafen konnte! Dieser Schlaf beschwor das Ungewitter erst recht herauf. Er musste wachgerufen werden; da sprach er zu ihnen: »Nehmt mich und werft mich ins Meer.« Er kannte seinen Gott, vor ihm wollte er eben fliehen, stand darauf der Tod? Jona wird eher mit ihm gerechnet haben als mit der Bauchlastigkeit eines großen Fisches.

Die Not war meeresweit und abgrundtief, da er sprach: »Nehmet mich und werft mich« – und kein Gebet. Drei finstere Tage, drei schlaflose Nächte musste er im Bauch des Fisches, von ihm »Bauch der Hölle« genannt, zubringen, auf dass er höre und begreife, was er verschlafen hatte: »alle deine Wogen und Wellen gingen über mich«.

Also lehrte die Not zuletzt auch den Propheten abgrundtief und gründlich beten. Alle Wogen und Wellen kennen das Gebet des Verzagenden, und die großen Fische tragen es im Bauch bis »ans Meer gegen Abend«, damit es nicht ausklinge; denn solange sie das Gebet des Propheten in sich tragen, hat Gott mit ihnen noch etwas vor und lässt sie nicht ausrotten

Gnadenstoßseufzer

Gnade – Gott wird gebeten, an den Menschen zu glauben, der nicht in der Lage ist, die Schöpfung ernst zu nehmen, die Gebote des Schöpfers zu befolgen.

Gnade – die Einsicht Gottes in die Erbärmlichkeit seines Geschöpfes.

Gnade – Gott offenbart seine Einsicht als Aussicht: Jesus lädt die Sünden auf sich und meistert selbst allein Versagen und Unzulänglichkeit aller. Doch er begreift, wie gefährlich sein Unternehmen ist: Käme der Verdacht nur auf, er wolle die Thora aufheben!

Sie ist es ja, die den Menschen in die Schöpfung einführen und in Zucht nehmen soll.

Gnade – ER beschließt, sein Geschöpf in Ruhe zu lassen. Alle Menschen werden Sonntagskinder, und finden in der Kirche Ruhe.

Draußen sind die Tage, drinnen bleibt der jüngste

*Mit Gnade wird man nicht beschenkt,
sondern begabt*

»Herr, gib mir die Gnade,
einen Scherz zu verstehen,
damit ich ein wenig Glück kenne im Leben
und anderen davon mitteile.

Amen.«

Thomas Morus

*Ein Mensch, erbarmungslos
zur Vernunft gebracht*

Die Zeit – die älteste Klage,
das anhaltende Bedauern

Was man verdrängt,
gibt man nicht auf

Zur Vernunft gebracht
und auch vor ihr keine Gnade gefunden

Der Glaube beginnt und endet im Gebet

Mein Gebet –
mein Auskundschafter
im Reich Gottes

Das Gebet geht voraus,
während ich mich auf Gott vorbereite

Der Beter zu seinem Gebet:
Du bist mein Gnadengesuch.

ER spricht:
Dass du bist, kann Gnade sein,
wie dass du zu sein aufhörst

»Gott steht in der Gemeinde Gottes«,
wenn sie ihn nicht sitzen lässt

Carl Rütli: Feuerzungen

Die Propheten prägten uns Gott ein, die Psalmen brachten ihn in Umlauf

Ohne Thora gäbe es kein Judentum, ohne Psalmen könnten die Juden die Thora aber nicht so weit durch die Zeiten tragen. Die Thora ist das Judentum von oben – vom Sinai, den Moses erst dann besteigen durfte, nachdem er sich vergewissert hatte, das weit und breit niemand, außer ihm, auf dem Berg zu sehen war.

Die Psalmen sind das Judentum von unten, mit dem Blick zu den Bergen hinauf.

Für die Thora bürgt Moses, der Prophet; für die Psalmen, David, der König.

Beide – Hirten, obwohl nur der eine von Haus aus. Der Hirte von Hause aus wurde der König – für immer, für ewig. Der im königlichen Palast aufwuchs – ist der Hirte geworden und geblieben: haRoeh haNe'eman – der treue Hirte, so wird Moses genannt.

Aber Moses kam nicht aus der Wüste heraus und David lebte mit Gott und der Welt und mit allen Schwächen eines Menschen in der Welt und vor Gott, er kannte die Sünde und bekannte sie, das machte ihn nah und vertraut, weil er die Sprache dafür gefunden hat. Dafür? Der »Jude von unten« lebte im Gefühl, dass die Psalmen über die Sprache für alles, für jeden verfügen, die wirksame, heilende Sprache. Man muss die Psalmen nicht verstehen, um auf deren Geschmack zu kommen. Der Geschmack ist der Sinn: »Schmecket und sehet«. Psalm ist alles, was im Herzen brennt und auf der Zunge zergeht.

Moses ist tot und von Gott begraben, sein Grab bleibt bis heute (das Heute steht schon damals) unbekannt. Er reichte am

weitesten nach oben. König David – das hört man noch heute in Jerusalem singen: König David lebt! Nicht der königlichen Vergangenheit, nicht der messianischen Zukunft – der Psalmen wegen, ohne die man nicht wüsste, wie man durchs Leben kommt. Mit allen Musikinstrumenten bringt er uns die Thora bei (Hoschana rabba).

Denn Psalmen wirken immer, weil sie schon durch ihre nackte Existenz einem sagen, Gott ist dein Hirte, verzage nicht

*Es gibt die Nähe, die uns zusammenführt,
und die andere, die zwischen uns steht*

Die Erwartung gilt dem Kommenden,
die Hoffnung dem Ausbleibenden

Hinter dem Kommenden
verbirgt sich ein langes Unterwegs

Es ist kein Dichterwort,
das uns mit seiner Deutung
zurücklässt

Die Rede geht im Schweigen vor Anker

Finden macht das Suchen leichter

Moderne Vesper

Lesung zum Abschluss der Solothurner Literaturtage,
St. Ursen-Kathedrale, Solothurn, 1. Juni 2003

Autoren / Sprechende:

Silja Walter / Sr. M. Hedwig OSB, Kloster Fahr
Elazar Benyoëtz, Jerusalem

Rezitation

Maria Becker, Zürich

An der Orgel:

Evelyn Grandy

Begrüßung:

Stadtpfarrer Paul Rutz und Dr. Ulrike Wolitz